



Sophia Rosenfeld

Im Zeitalter
Eine Geschichte der
Wahlfreiheit **der**
unendlichen
Möglichkeiten

Leseprobe

Hamburger  Edition

Sophia Rosenfeld

Im Zeitalter der unendlichen Möglichkeiten

Eine Geschichte
der Wahlfreiheit

Aus dem Englischen
von Ulrike Bischoff

Hamburger Edition

»Eine unentbehrliche Nahrung für die menschliche Seele ist die Freiheit. Die Freiheit besteht im konkreten Sinn des Wortes in der Möglichkeit einer Wahl.«

Simone Weil, *Verwurzelung*

Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Deutsches Sprichwort

»Und er dachte: Die Frauen haben mehr Mut als wir.

Dann dachte er: Vielleicht haben sie keine Wahl.«

James Baldwin, *Ein anderes Land*

Einleitung

Beim Schreiben dieses Buches musste ich ständig große und kleine Entscheidungen treffen, von der Frage, worüber ich schreiben sollte, bis zu der, ob die ersten Worte des Satzes »beim Schreiben«, »beim Verfassen« oder »beim Anfertigen« lauten sollten. Leserinnen¹, die vorhaben weiterzulesen, werden eine Reihe von Entscheidungen treffen müssen: Wollen sie in der von mir vorgegebenen Reihenfolge lesen? Wollen sie nur die Kapitel lesen, die sie interessieren? Wollen sie ins Register schauen und sehen, wo sie landen? Das Inhaltsverzeichnis, das Register und sogar die Kapitelüberschriften sind weitgehend da, um ihnen bei der Auswahl zu helfen.

Die Wahl zwischen diesen verschiedenen Möglichkeiten dürfte wohl niemanden überfordern. Schließlich verbringen wir einen Großteil unseres heutigen Lebens damit, diverse Angebote zu studieren und dann eine bewusste, präferenzgeleitete Auswahl unter den verfügbaren Optionen zu treffen – so sieht der Wahlvorgang heutzutage generell aus. Wir kaufen von uns gewünschte Waren in Supermärkten, auf Flohmärkten, in Einzelhandelsfilialen und zunehmend im Internet. Wir suchen aus, was wir sehen, lesen, hören, verfolgen und (manchmal) sogar als wahr glauben wollen. Wir stimmen für unsere Favoriten: für Anleihen, Präsidenten, Gewinner von TV-Game-shows. Wir suchen uns Freundinnen, Liebhaber und Ehepartner ebenso aus – oder hoffen, dies zu tun – wie Wohnorte, Reiseziele, Studienfächer, Arbeitsplätze, Hobbys und sogar Versicherungen und Krankenkassen, um uns für Fälle abzusichern, in denen wir keine Wahl haben.

Als ich vor einigen Jahren mit Air Canada (einer Gesellschaft, die damals mit dem Slogan warb: »Choice is good«) nach Japan flog, begannen

¹ Die Übersetzung bemüht sich um eine gendergerechte Sprache und wechselt daher wahllos zwischen den grammatikalischen Geschlechtern.

meine Entscheidungen jenes Tages gleich nach dem Einsteigen an einem Bildschirm mit Hunderten Unterhaltungsangeboten, die auf ein Fingertippen verfügbar waren. Es gab sogar einen rührseligen Nicholas-Sparks-Film mit dem passenden Titel *The Choice*. Die Notwendigkeit, solche Entscheidungen zu treffen, endete erst, als ich nach der Landung erfolgreich zu Abend gegessen hatte, indem ich mir in einem Restaurant in Tokio die nach meiner Einschätzung attraktivsten Sushi-Optionen genommen hatte, die als lebendige Speisekarte in einer Endlosschleife auf einem Fließband vorbeizogen. Das Auswählen und die Logik der angebotenen Optionen sind zu einer Lebensweise und, wie weithin angenommen wird, zugleich zu einem Mittel geworden, sein Leben – oder einen »Lifestyle«, wie wir es heute nennen – zu gestalten.²

Denn nach dieser Sichtweise helfen uns solche Entscheidungen nicht nur zu bekommen, was wir wollen. Vielmehr *sind* wir die Summe unserer Entscheidungen. (Selbst der Entschluss auszusteigen, wie Herman Melvilles Bartleby, der Schreiber, es tut, steht mittlerweile für eine der zahlreichen Wahlmöglichkeiten, wie wir leben und wer wir sein wollen.) Obwohl wir nur selten die Spielregeln oder das Angebot an Möglichkeiten bestimmen, glauben wir gern, dass wir uns als eigenständige, unabhängige Menschen selbst verwirklichen, wenn wir unsere persönlichen Präferenzen zum Ausdruck bringen. Die Wahl zu haben und eine Wahl zu treffen ist im Großen und Ganzen das, was heutzutage dafür steht, frei zu sein und sich frei zu fühlen.³

Diese Konzeption des Selbst und mehr noch der Freiheit erstreckt sich über das gesamte politische Spektrum in den heutigen Vereinigten Staaten. Es bildet die Grundlage für das, was der Soziologe Pierre Bourdieu als *Doxa* bezeichnete, also die Gesamtheit der weitgehend als selbstverständlich geltenden Annahmen, die allen expliziten Auseinandersetzungen einer be-

2 Susan Sontag konstatiert in »Faszinierender Faschismus« [1975], S. 126, »die Tendenz einer Überflugesellschaft, jeden Teil des menschlichen Lebens in eine Geschmacksfrage, eine Wahlmöglichkeit zu verwandeln; die Menschen zu ermuntern, ihr persönliches Leben als (Lebens-)Stilfrage zu begreifen«. Ganz ähnlich erklärt Anthony Giddens in *Modernity and Self-Identity*, S. 81: »Wir haben keine andere Wahl, als zu wählen«, was auch er als einen »Lifestyle« bezeichnet, als »einen ganzheitlichen Satz von Praktiken, die ein Individuum [bewusst] übernimmt, [...] weil sie einer bestimmten Erzählung der Eigenidentität eine materielle Form verleihen«.

3 Der wesentliche Unterschied zwischen Freiheit als »Möglichkeitenkonzept«, das es beinhaltet, Wahlmöglichkeiten zu haben, und als »Verwirklichungskonzept«, das es beinhaltet, eine Wahl zu treffen, wird gut erklärt von Ian Carter, »Choice, Freedom, and Freedom of Choice«.

stimmten Ära zugrunde liegen.⁴ Man nehme nur die »Wahlfreiheit in Fortpflanzungsfragen« bei linksgerichteten Kräften und die »freie Schulwahl« oder auch die freie Wahl der Krankenversicherung bei rechten. Ein Grund für diese wiederkehrende Rhetorik ist, dass gegenwärtig nur wenige Amerikanerinnen nach eigener Einschätzung dagegen sind, die zur Auswahl stehenden Alternativen sowie die Möglichkeiten, eine Wahl zu treffen, zu maximieren. In der Regel sind wir uns nur nicht einig, wie diese Alternativen aussehen sollten.

Diese Doxa beschränkt sich jedoch keineswegs auf die USA, auch wenn sie derzeit dort vielleicht in einer stark überspitzten Form zutage tritt. Die Sprache der Demokratie und der Menschenrechte hat parallel zum Kapitalismus und zu Werbekampagnen wie der von Air Canada weltweit, wenn auch äußerst ungleichmäßig die Vorstellung verbreitet, dass Autonomie, Würde und sogar Glück und Erfüllung des Menschen von der Fähigkeit abhängen, mit einem Minimum an Hemmnissen aus einer Bandbreite an Optionen seine eigene, persönlich befriedigende Wahl zu treffen. Diese Überzeugung ist mittlerweile sogar in vielen Teilen der Welt Grundlage offizieller Chartas und Verfassungen. Die Zusage individueller Wahlfreiheit ist inzwischen grundlegend für die Art von formalen Bekenntnissen zur Chancengleichheit – wenn auch nicht zu deren Umsetzung –, die heutzutage eine freie Gesellschaft suggerieren (deshalb zollen sogar autokratische Regime diesem Ideal Lippenbekenntnisse und lassen beispielsweise Scheinwahlen durchführen, ganz gleich, wie wenig sie praktisch gelten).

Die »freie Berufswahl« (Artikel 23), das Recht der Eltern, »die Art der Bildung zu wählen, die ihren Kindern zuteilwerden soll«, (Artikel 26) und »das Recht, an der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten seines Landes unmittelbar oder durch frei gewählte Vertreter mitzuwirken« (Artikel 21) – sie stehen bereits in der ursprünglichen Fassung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 als Grundprinzipien, an die Staaten sich halten sollten.⁵ In den 1960er Jahren formulierten die Vereinten Nationen das Recht auf Religionsfreiheit ebenfalls um in das Recht, eine Religion zu wäh-

4 Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, S. 735–736. Eine Doxa wird verschiedentlich als eine Form von Common Sense, als normative Idee oder als Metakonzzept kategorisiert; typischerweise wird sie erst einer Prüfung unterzogen, wenn eine größere Krise ihre Selbstverständlichkeit untergräbt.

5 Siehe Rosenfeld, »Human Rights and the Idea of Choice«. Zum Text der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte siehe <https://www.un.org/german/sites/default/files/2024-09/aemr.pdf> [Februar 2026].

len.⁶ Das Gleiche gilt für die Rechte bei der Eheschließung: Anstelle »freier und uneingeschränkter Willenseinigung der künftigen Ehegatten« trat nun »gleiches Recht auf freie Wahl des Ehegatten sowie auf Eheschließung nur mit freier und voller Zustimmung«.⁷

Seitdem wurde die Bandbreite der auf Wahlfreiheit basierenden Rechte zumindest theoretisch ständig ausgeweitet. So heißt es in der indonesischen Verfassung, jede Person »kann ihre Religion frei wählen und praktizieren« (allerdings ist diese Wahl auf sechs offizielle Religionen beschränkt, also praktisch auf eine begrenzte Auswahl staatlich sanktionierter Möglichkeiten). Die Verfassungen von Äthiopien, der Ukraine und Finnland garantieren die freie Wahl des Wohnortes. In der Republik Fidschi, in Indien und Zimbabwe haben Bürgerinnen das Recht, einen Anwalt ihrer Wahl zu konsultieren. Ecuador schützt das Recht der Bürger, sich in Gewerkschaften und anderen Organisationen »ihrer Wahl« zusammenzuschließen. In Nepal sieht die Verfassung von 2015 sogar das Recht vor, »endemische Samen und landwirtschaftliche Spezies zu wählen«.⁸

Die Bevölkerungsgruppen, denen diese Rechte angeblich zugestanden werden, wurden ebenfalls ausgeweitet, von Menschen mit Beeinträchtigungen über solche, die nicht in Genderkategorien passen, bis (begrenzt) hin zu Jugendlichen. Teils beruht dies auf der Annahme, dass Individuen nur frei sind, wenn sie die Möglichkeit zu eigenverantwortlichem Handeln besitzen, verstanden als das Recht »auf eigene Lebensgestaltung« und auf die Lebensweise, »für die Menschen sich entscheiden«, wie der kanadische Phi-

6 Siehe Taylor, »Religion and Freedom of Choice«, zur Entwicklung der Formulierungen zur Religionsfreiheit in Artikel 18 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948, der eine Wahl impliziert, aber nicht ausdrücklich erwähnt, über Artikel 18 des Internationalen Pakts über bürgerliche und politische Rechte von 1966, der die Wahlfreiheit benennt, bis hin zur Erklärung über die Beseitigung aller Formen der Intoleranz und Diskriminierung aufgrund der Religion oder der Überzeugung von 1981, die die neue Formulierung enthält, eine »Religion oder jedwede Überzeugung eigener Wahl zu haben«, was das Recht impliziert, sich für Atheismus zu entscheiden oder keinerlei Religion zu praktizieren. Zur Frage, inwieweit diese Formulierung einem protestantischen Modell geschuldet ist, nach dem Religion ein Satz von Behauptungen oder Überzeugungen ist, denen man zustimmt, siehe Kapitel 2 dieses Buches.

7 Siehe Artikel 16, 1b und 1g des »Übereinkommens zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau« von 1979, das die Formulierung von Artikel 16 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte ausweitete.

8 Der englische Text diverser Verfassungen ist zu finden unter <https://www.constituteproject.org/>. Nahezu alle Verfassungen enthalten eine Mischung aus Rechten, die Wahlfreiheit beinhalten, und solchen, die sich auf Grundbedürfnisse beziehen.

losoph Michael Ignatieff es in einer aufrüttelnden Verteidigung der Menschenrechte im 21. Jahrhundert formulierte.⁹ Aber dieses Momentum erwächst auch aus der weit verbreiteten Vorstellung, dass die Möglichkeit zu wählen, nicht nur aus instrumentellen Gründen Aufmerksamkeit verdient. Vielmehr besitzt es laut dem amerikanischen Philosophen Gerald Dworkin »intrinsischen Wert [...], als die Art von Kreatur anerkannt zu werden, die in der Lage ist, Entscheidungen zu treffen. Diese Fähigkeit begründet unsere Vorstellung, was es bedeutet, eine Person und ein moralischer Akteur zu sein, der gleichermaßen würdig ist, den Respekt aller zu verdienen.«¹⁰

Daraus folgt, wenn es als erstrebenswerte Auswirkung guter Politik in liberalen Demokratien, wie wir sie heute nennen, gilt, dass mehr Menschen mehr und bessere Entscheidungen treffen, hängt gute Politik von den aggregierten, aber demokratisch gefällten Entscheidungen der einzelnen Bürgerinnen ab. Laut dem großartigen liberalen Politologen des ausgehenden 20. Jahrhunderts, John Rawls, kann und sollte man nicht erwarten, dass Menschen in Bezug auf Präferenzen, Strebungen oder gar Bedingungen eines guten Lebens übereinstimmen. Allerdings können sie einer Meinung sein, dass der Staat stabile Institutionen schaffen muss, durch die gerechte Entscheidungen zwischen unterschiedlichen und konfligierenden Zielen gefällt werden. Und sie können sich über das Verfahren einigen.¹¹ Die Demokratietheorie dreht sich heutzutage um die Vorstellung, dass der einzelne Bürger als Mensch, der rationale persönliche Entscheidungen fällt, weitgehend aus Eigeninteresse einwilligt, einen Satz kollektiv festgelegter Regeln der Entscheidungsfindung zu befolgen und mit den Ergebnissen zu leben. Idealerweise garantieren diese Ergebnisse die Ausweitung persönlicher Wahlmöglichkeiten, allerdings mit gewissen notwendigen, wenngleich häufig umstrittenen künftigen Beschränkungen.

Die moderne Wirtschaft funktioniert angeblich aufgrund einer ganz ähnlichen Prämisse. Auf individuellen Wünschen und Bedürfnissen basierende Wahlmöglichkeiten werden von effektiven Märkten geschaffen und treiben sie weiter an. Als Reaktion darauf schaffen effektive Märkte mehr Optionen, unter denen mehr Menschen wählen können.¹²

9 Ignatieff, *Politik der Menschenrechte*, S. 78.

10 Dworkin, »Is More Choice Better than Less?«, S. 60. Zu der Frage, wie Wahlmöglichkeit und Autonomie sich gegenseitig verstärken, siehe Dan-Cohen, »Conceptions of Choice and Conceptions of Autonomy«.

11 Zu Demokratie und Verfahrensfreiheit siehe Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*.

12 Zum Konzept der Marktfreiheit siehe MacGilvray, *The Invention of Market Freedom*.

Es sollte uns daher nicht überraschen, dass die Vorstellung vom Menschen als einem autonomen Entscheidungsträger, der nach seinen festen und unverkennbaren Neigungen, Werten und Vorlieben handelt, derzeit auch den Kern der Standarderklärungen bildet. Diese Konzeption des Selbst beseelt in den Sozialwissenschaften die Theorie der rationalen Entscheidung, die auf dem Modell des nutzenmaximierenden Subjekts beruht. Sie ist auch von Bedeutung, wenn wir am Küchentisch oder vor Gericht prosaischer davon reden, dass einzelne Akteure die »persönliche Verantwortung« für freie Entscheidungen tragen. Das schließt auch solche ein, die sich als schlecht erweisen.¹³ Tatsächlich bilden Geschichten über bewusste Entscheidungen, die wir getroffen haben, und über deren Folgen gegenwärtig einen erheblichen Teil unserer Erzählung über unser eigenes Leben, wenn auch bei Menschen unterschiedlicher Herkunft mit unterschiedlichen kulturellen Wendungen. Wirklich alternative Versionen des Selbst machen uns in der Regel ein bisschen nervös. Wie die Kommentatoren in einer kürzlich aktualisierten amerikanischen Fassung der Pessach-Haggada anmerken, fällt es Menschen, die sich als Juden bezeichnen, heutzutage erheblich leichter, sich als Wählende denn als Auserwählte zu verstehen.¹⁴

Aber die volle Wirkmacht der Wahlfreiheit zeigt sich heutzutage wohl am deutlichsten im Feminismus, da das Leben und die Identität von Frauen infolge dieses Konzepts am stärksten erschüttert und letztlich verändert wurde. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erklärte Isabel Archer, die Hauptfigur in Henry James' großartigem Roman *Bildnis einer Dame*, sie wolle auch die Dinge wissen, die man nicht tun dürfe, nicht, um sie zu tun, sondern »um die Wahl zu haben«.¹⁵ Seitdem ist zunehmend weniger klar de-

13 Siehe Greenfield, *The Myth of Choice*; sowie Mounk, *The Age of Responsibility*. Der Kolumnist Bret Stephens argumentiert beispielsweise in »The Conversation«: »Wenn der Staat vor den schlechten oder dummen Entscheidungen eines jeden schützen wollte, würde das Land sich innerhalb einer Woche zugrunde richten. Es ist Bestandteil des Lebens in einer freien Gesellschaft, für seine Entscheidungen, einschließlich seiner Fehler verantwortlich zu sein.«

14 Foer/Englander (Hg.), *New American Haggadah*: »Wir sind auserwählt, sagt uns die Haggada [...]. Als moderne Menschen sind wir es gewöhnt, zu wählen; auserwählt zu werden ist zumindest für viele von uns weitaus schwieriger. Manche von uns akzeptieren es ganz und gar nicht.« Zum Hintergrund siehe Novak, »Mordecai Kaplan's Rejection of Election«.

15 James, *Bildnis einer Dame*, erschien als Fortsetzungsroman 1880 in *Atlantic Monthly*. In der fraglichen Szene verspricht ihre Tante Isabel, ihr zu sagen, »wenn du meiner Meinung nach zu weit gehst«. Darauf erwidert Isabel: »Ja bitte; [...] aber ich möchte immer wissen, was man nicht tun darf.« Die entscheidende Passage lautet: »Um es dann doch zu tun?, fragte die Tante. ›Um die Wahl zu haben«, sagte Isabel.« (S. 71).

finiert, was als gute (tugendhafte) Wahl statt als schlechte (untugendhafte) gilt. Auch die Bandbreite der Möglichkeiten hat sich erheblich vergrößert. Aber seit der Zeit von Isabel Archer hat die breite Frauenrechtsbewegung die Idee mehr oder weniger übernommen und gut genutzt, dass Emanzipation es erfordert, Frauen die gleichen Wahlmöglichkeiten, Bedingungen und Optionen zu bieten, die zuvor nur Männer hatten, sowie einige weitere, die geschlechtsspezifisch sind. Für die meisten Formen von Feminismus ist die Überzeugung grundlegend, dass Frauen in eben dem Moment ermächtigt werden, wenn sie (a) (nach Ignatieffs Logik) selbst entscheiden können, was sie am meisten wollen, und (b) (nach Dworkins Logik) von sich und anderen als fähige, autonome Entscheiderinnen anerkannt werden.

Diese Begründung stand eindeutig hinter der Entscheidung amerikanischer feministischer Organisationen wie NOW (National Organization for Women), in den 1970er Jahren mit dem Slogan »the right to choose« [»das Recht zu wählen«] legale Abtreibungsmöglichkeiten zu fordern. Eine solche Sprache verfolgte, wie wir sehen werden, die Absicht, einen umstrittenen medizinischen Eingriff mit einer mittlerweile relativ unumstrittenen wirtschaftlichen, politischen und moralischen Haltung zu verknüpfen.¹⁶ Inzwischen wissen wir, dass es nicht ganz so funktionierte, wie erhofft. Dennoch gilt weiterhin die Grundprämisse: Die Möglichkeit zu wählen ist Freiheit, wie wir sie in weiten Teilen der Welt verstehen. In diesem Sinne befinden wir uns im Zeitalter der unendlichen Möglichkeiten.

Wie kam es dazu? Wie sind wir – also in erster Linie die Menschen im Westen, zunehmend aber auch die in Ländern der ganzen Welt, die sich als kapitalistische Demokratien bezeichnen – dazu gekommen, die Wahl zwischen verschiedenen Optionen in so vielen unterschiedlichen Bereichen des modernen Lebens zum Stellvertreter der Freiheit zu machen und dabei die sozialen Rollen von Frauen und Männern zu verändern?

Es dürften wohl keineswegs alle der Ansicht zustimmen, dass dies eine Frage ist, mit der Historikerinnen sich überhaupt beschäftigen sollten. In gewissem Maße ist es durchaus natürlich, dass Menschen beiderlei Geschlechts Entscheidungen treffen. Vermutlich haben wir Menschen schon immer manche Dinge anderen vorgezogen, von bestimmten Nahrungsmitteln bis hin zu bestimmten Personen. Wissenschaftler haben zusammen mit Philosophinnen ebenfalls dazu beigetragen, bei Menschen über Zeit und Raum hinweg eine Veranlagung zu bestimmten Arten autonomer

16 Mehr zu diesen Abtreibungsdebatten findet sich im Epilog dieses Buches.

Entscheidungsaufgaben festzustellen.¹⁷ Besonders Soziobiologen und Evolutionspsychologinnen haben in den letzten Jahren nachdrücklich darauf verwiesen, dass die Art, wie wir auswählen, und das, was wir wählen, ebenso sehr vom langfristigen Evolutionsprozess – also von den Bedürfnissen unserer Spezies – wie von anderen Faktoren geprägt ist.¹⁸ So sind Frauen, so sehr sie auch glauben mögen, bei der Partnerwahl persönliche Vorlieben zum Ausdruck zu bringen, im Laufe der Zeit biologisch darauf programmiert, Männer mit bestimmten Merkmalen auszusuchen, die ihre eigene Reproduktion gewährleisten. Diese Auswahl wirkt sich dann auf den weiteren Evolutionsprozess aus.¹⁹

Solche Aussagen werden vielleicht durch die gegenwärtige offenkundige Dominanz und sogar Vorherrschaft der Wahl – als Begriff, Wert und soziale Praxis – untermauert. Aufgefordert zu werden, eine Wahl zu treffen, und sei es eine im Grunde unwesentliche beispielsweise zwischen zwei, drei oder zwanzig verschiedenen Shampoos in einer Drogerie oder hundert verschiedenen Profilen auf Tinder, ist in einem Großteil unserer globalisierten Welt mittlerweile ein so selbstverständlicher, alltäglicher Bestandteil des Lebens, dass es nur selten als kulturell oder historisch spezifisches Verhalten gilt. Im Gegenteil: Häufig kann es sich besonders für die reicheren Erdbewohner anfühlen, als handelte es sich lediglich um eine endlose Ausweitung materieller und abstrakter Gelegenheiten und Optionen, das zu tun, wozu wir schon immer bestimmt sind.

Aber für die Historikerin – und besonders für eine mit langjährigem Interesse an der Geschichte des Doxischen – ist es evident, dass die spezifischen Formen, die das Wählen angenommen hat, und mehr noch die Bedeutung, die wir ihm als Kennzeichen der Freiheit vom Konsumkapitalismus über Menschenrechte bis hin zum Feminismus beimessen, tatsächlich historische Entwicklungen sind. Diese Aussage gilt selbst dann, wenn wir akzeptieren, dass die Fähigkeit zu wählen Teil dessen ist, was uns zu Menschen macht. Sie hält sogar stand, wenn wir akzeptieren, dass viele un-

17 Zu einer Bandbreite heutiger Ansichten, was der freie Wille ist und ob er existiert, siehe als Einstieg Kane (Hg.), *The Oxford Handbook of Free Will*.

18 Siehe z. B. Tooby/Cosmides, »The Psychological Foundation of Culture«, aber auch die Kritik an solchen Ansätzen in Harper/Randall/Sharrock, *Choice*, Kap. 5 (»Evolutionary Choice«).

19 Zu anderen Sichtweisen auf die weibliche Wahl aus evolutionärer Perspektive siehe Thornhill/Gangestad, *The Evolutionary Biology of Human Female Sexuality*; und Richards, *Darwin and the Making of Sexual Selection*; Prum, *Die Evolution der Schönheit*, der kontrovers die Bedeutung subjektiver Wünsche in der Evolution hervorhebt und argumentiert, »Auch für Tiere ist die Freiheit der Wahl von Bedeutung« (S. 24).

serer Entscheidungen wesentlich stärker biologisch determiniert sind, als es uns erscheinen mag. Unsere Beteiligung an Wahlprozessen als gelebter Erfahrung und das besondere Gewicht, das wir dieser Erfahrung trotz ihrer eindeutigen Beschränkungen und Ausgrenzungen beimessen, bilden ein wesentliches Element der Geschichte der westlichen Moderne. Das gilt auch für die Sicht, dass die Welt durch diese Wahlentscheidungen und durch das Verständnis des Menschen als eines im Grunde frei wählenden Selbst strukturiert wird. »Treffen Sie Ihre Wahl!«, wie Major John Cartwright seine britischen Zeitgenossen 1776 drängte, ist in Wirklichkeit ein zutiefst kulturell und zeitgeschichtlich geprägter Schlachtruf.²⁰

Den es ist bekannt, dass Männer und Frauen in ferner Vergangenheit nicht nur weniger Wahlmöglichkeiten hatten und Entscheidungen trafen, sondern dass sich auch das Verständnis, was Freiheit bedeutet oder wie sie sich anfühlt, in den letzten Jahrhunderten erheblich verändert hat. Bis vor relativ kurzer Zeit hatte Freiheit in der westlichen Welt so gut wie nichts mit der Fähigkeit zu tun, auf Schritt und Tritt ungehindert Entscheidungen darüber zu fällen, wie man aus den verfügbaren Möglichkeiten seinen Lebensweg oder seine Weltsicht gestaltet. Was einen Adligen im frühmodernen Europa frei machte, war genau das Gegenteil: das Wissen, dass er aufgrund seiner Stellung nicht von einem anderen abhängig oder beherrscht war (ein Ideal, das nie vollständig verschwunden ist).²¹ Hinzu kam die Sicherheit, bestimmte Überzeugungen, einen festen Lebenspartner, Grundbesitz, Einkommen, Besitztümer und eine gesellschaftliche Rolle zu haben, und das häufig bereits vor Erreichen des Erwachsenenalters.²² In einer Welt, in der Kontinuität und Stabilität einen außerordentlich hohen Wert besaß und so

20 Mehr zu Cartwright siehe Kapitel 4.

21 Zu dem Argument, dass eine frühere Freiheitskonzeption weniger auf der Vorstellung von Wahlmöglichkeiten oder Nichteinmischung basierte als auf der von Unabhängigkeit oder fehlender Abhängigkeit von jemand anderem als Repräsentanten einer bevorzugten Statuskategorie, siehe insbesondere Skinner, *Liberty before Liberalism* und »Freedom as the Absence of Arbitrary Power«; sowie Pettit, *Republicanism*; ders., »Agency-Freedom and Option-Freedom«; und ders., »Free Persons and Free Choices«. Skinner verwendet den Begriff »neorömisch« und Pettit »republikanisch«, um diese Art der Freiheit von späteren, liberaleren Konzeptionen zu unterscheiden. Allerdings war die Unterscheidung zwischen diesen beiden Freiheitsbegriffen in der Theorie und vor allem in der Praxis wohl nie so klar, und Elemente des Nichtdominanzmodells halten sich in einer Vielzahl von Bürgerrechtskämpfen bis heute.

22 Zu einem Überblick über das Wertsystem im traditionellen europäischen Adel siehe Dewald, *The European Nobility*. Aber zu den besonderen »Freiheiten«, die ein Edelmann aufgrund seiner Stellung genoss, siehe Griffioen-Cavatorta, *Noblesse et franchise*.

vieles vererbt wurde, besaß die Maximierung von Wahlmöglichkeiten nicht nur einen begrenzten Reiz, sondern spielte wahrscheinlich auch keine sonderlich große Rolle, vor allem nicht für diejenigen an der Spitze der relativ feststehenden sozialen Hierarchie.

Das galt noch offenkundiger für Frauen, auch wenn die Freiheit lange personifiziert als Heldin mit Flagge, Stab oder Buch in der Hand dargestellt wurde. Wenn alternative Wege für Männer oder Frauen existierten, wurden sie zudem typischerweise in die Kategorie der »Wahl des Herkules« eingestuft, eine populäre frühmoderne Allegorie (und Thema zahlreicher großer literarischer, musikalischer und künstlerischer Werke), in der die Entscheidung auf zwei ungleiche Optionen reduziert wurde. Man konnte das Richtige und Anständige tun, das mit dem Guten für andere assoziiert wurde, oder man konnte eine schlechte Entscheidung treffen, indem man seinen flüchtigen, selbstsüchtigen Instinkten folgte und damit den Weg der Zügellosigkeit und des Lasters einschlug.²³

Alles Übrige, was passierte, war letztlich auf Glück, Schicksal, Gottes größeren Plan oder etwas anderes zurückzuführen, das außerhalb menschlicher Kontrolle lag. Selbst die biblische Geschichte von Eva besagte für die meisten Christen, dass es für Menschen wichtig sei, ihre gottgegebene Fähigkeit zu einer freien Entscheidung nicht zu missbrauchen, wenn sie kein Leid über sich bringen wollten.²⁴ In einem spirituellen und moralischen Sinne bedeutete Freiheit traditionell, in innerem Frieden mit einer Reihe bereits allgemein vereinbarter Regeln und Pflichten zu leben. Das unterscheidet sich recht stark von dem Verständnis, das wir im 21. Jahrhundert gewöhnlich von Wahlmöglichkeit oder Freiheit haben. In anderen Teilen der Welt, vor allem in Süd- und Ostasien, nahmen Freiheitskonzeptionen traditionell noch radikaler alternative prämoderne Formen an und tun dies bis zu einem gewissen Grad bis heute. Man nehme beispielsweise Gandhis »nicht-wollende« Freiheit, bei der es darum ging, sein Wollen aufzugeben, statt seinen Willen zu behaupten, also um Aufgabe ohne Unterwerfung.²⁵

23 Ein zentrales Beispiel ist Addison, »The Choice of Hercules«. Siehe aber auch Kapitel 1 dieses Buches.

24 Zum Verständnis von Evas (freier) Entscheidung und deren Konsequenzen siehe Pagels, *Adam, Eva und die Schlange*; sowie Greenblatt, *Die Geschichte von Adam und Eva*. Es gibt auch eine auf Augustinus zurückgehende alternative Tradition, die den freien Willen immer als Illusion sieht; mehr dazu in Kapitel 2 dieses Buches.

25 Siehe R. Taylor, *The Idea of Freedom in Asia*; Kirby (Hg.), *Realms of Freedom*; sowie Kelly/Reid (Hg.), *Asian Freedoms*; und Skaria, »Revisiting Non-Willing Freedom«. Umgekehrt siehe zur nicht universellen Verbreitung des Strebens nach Wahlfreiheit

Das vorliegende Buch schildert daher, wie es zu einem bestimmten Wandel kam, der zunächst liberale und dann »neoliberale« Freiheit, wie sie nun zuweilen genannt wird, etablierte, angefangen bei den ersten Reaktionen in frühmodernen kommerziellen und religiösen Kontexten in der nordatlantischen Welt (wenngleich auch immer mit einigen Verbindungen zu spezifischen außereuropäischen Entwicklungen) bis hin zu den quasi globalen Ausprägungen von Mitte bis Ende des 20. Jahrhunderts (ohne indes zu leugnen, dass diese Veränderung in jedem Kontext charakteristische Variationen erfuhr und in vielen auch vehement abgelehnt wurde).²⁶ Dies ist die bislang nicht erzählte Geschichte einer Idee und einer Lebensweise, die unsere moderne Welt grundlegend geprägt hat – erzählt zu einem Zeitpunkt, an dem ihre Zukunft zunehmend ungewiss erscheint.

Vier Kernaussagen, wie sich diese komplexe Geschichte am besten erzählen lässt, leiten diese Untersuchung von Beginn an. Die erste betrifft den Zeitrahmen – und historische Zeit allgemeiner. Die gegenwärtige Vorherrschaft der Idee, Freiheit sei Wahlmöglichkeit, war, wie ich vorschlagen möchte, das Ergebnis eines langen, schubweisen und keineswegs unvermeidlichen oder auch nur einheitlich in eine Richtung weisenden historischen Prozesses. Die Verpflichtung auf diese Konzeption der Welt erwachte keineswegs plötzlich in den 1970er und 1980er Jahren voll entwickelt in der westlichen Hemisphäre zum Leben, wie manche Historikerinnen des Neoliberalismus oder der zweiten Welle des Feminismus behaupten.²⁷ Sie entstand aber auch nicht spontan in der Zeit demokratischer Revolutionen als selbstverständliche Weiterung des transatlantischen aufgeklärten Diskurses über Rechte, wie andere es sich zuweilen vorstellen.²⁸ In frühen Versionen der *droits de l'homme* wie der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die 1789 von der französischen Nationalversammlung verabschiedet wurde, wird der Schutz der individuellen »Wahlfreiheit« nicht erwähnt. Auch klassische frühe Texte zur »Frauenfrage« enthalten nichts dergleichen. Und als Thomas Paine die Amerikaner 1776 drängte, eine »Wahl« zu einer neuen politischen Ordnung zu treffen, bezog er sich damit auf eine kollektive Entscheidung und deutete an keiner Stelle an, dass dieser Plan die Einführung

aus Sicht der Kulturpsychologie Iyengar/DeVoe, »Rethinking the Value of Choice«; und Markus/Schwartz, »Does Choice Mean Freedom«.

26 Zum Nachdenken über europäische Moderne, ohne in Eurozentrismus zu verfallen, siehe Gluck, »The End of Elsewhere«.

27 Siehe z. B. Harvey, *Kleine Geschichte des Neoliberalismus*.

28 Siehe z. B. Breen, *The Marketplace of Revolution*, oder Jones, »The Great Chain of Buying«. Zu einer Kritik siehe Rosenfeld, »Of Revolutions and the Problem of Choice«.

eines Verfahrens erfordern würde, die spezifischen Präferenzen jedes einzelnen oder auch nur jedes erwachsenen Mannes Person für Person zu erfassen und anschließend zu aggregieren.

Dagegen vertrete ich die Ansicht, dass unsere gegenwärtige Verbundenheit mit dem Konzept, Freiheit sei Wahlmöglichkeit (oder Wahlmöglichkeit sei Freiheit), tiefgreifende, wenngleich lockere Wurzeln besitzt, die zurückreichen bis in das erste imperiale Zeitalter, als neue Elemente der Konsumkultur auf weiten Teilen des Globus Fuß fassten, und noch weiter zurück bis in die Entwicklung intellektueller Brüche in Europa nach der Reformation und den Religionskriegen. Das gilt besonders in Hinblick auf materielle Güter und Glaubensfragen. In beiden Bereichen lassen sich in groben Zügen die Ursprünge einer Bewegung nachzeichnen, die von Wahlmöglichkeiten nach dem Vorbild des Herkules wegführte, hin zu solchen, die auf der Befriedigung der eigenen Präferenzen in einer Welt vermehrter und weniger moralisch befrachteter Optionen basieren.

Diese spezielle Weltsicht kam jedoch nur ganz allmählich und schubweise zum Tragen, und das in jedem Bereich zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichen Quellen und Auswirkungen. Vor allem die individuierte politische Wahl war ein sehr spätes Puzzleteil – für Männer und besonders für Frauen. Das ausgehende 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, als die geheime Stimmabgabe zusammen mit dem allgemeinen Wahlrecht für Männer und später auch für Frauen zur globalen Norm wurden, kann man eigentlich als ein zweites großes Zeitalter demokratischer Revolutionen sehen, das sich vom ersten stark unterscheidet. Denn erst ab dieser Zeit wurden verschiedene Lebensbereiche und unterschiedliche Teile der Welt anhand von Vorstellungen zu individuellen Wahlmöglichkeiten auf eine Weise miteinander verflochten und in gewissem Maße synchronisiert, die sich natürlich anfühlte, auch wenn sie es nicht war – und zudem Resentiments erzeugte, die bis heute fortbestehen.²⁹ Diese Entwicklung setzte sich bis ins 20. Jahrhundert fort, als ganze Wissenschaftszweige entstanden, die darauf basierten, dass der persönlich motivierte Wahlakt als etwas Natürliches galt, und die liberale Demokratie schließlich zunehmend mit kapitalistischen Werten verschmolz und Wahlfreiheit zum entscheidenden moralischen Wert unserer Zeit umgedeutet wurde.

Der wichtigere Punkt ist jedoch, dass die konventionelle Periodisierung aufgrund etablierter Wendepunkte wie Regimewechsel und größere Kriege hier meist irrelevant ist. Das gilt ebenso für jegliche Art strenger Chrono-

29 Zur Synchronizität einer historischen Entwicklung siehe Jordheim/Wigen, »Conceptual Synchronisation«.

logie. Wenn es um große Entwicklungen geht, ist es meiner Ansicht nach manchmal besser, dass Historikerinnen sie nicht kontinuierlich erzählen und sogar drastisch über Zeit und Raum hinwegspringen, wie es hier wiederholt geschieht. Vergangenheit und Gegenwart erhellen sich im Folgenden gegenseitig, weil wir neue Dinge wahrnehmen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit gleichzeitig auf Gegensätze und Kontinuität richten.

Das bringt mich zu meiner zweiten Kernaussage: Um zu verstehen, wie all dies entstanden ist, müssen wir unseren Blick zumindest anfangs weniger auf Philosophie und politische Theorie richten als auf gesellschaftliche Alltagspraktiken. Damit meine ich das gewöhnliche, oftmals formelhafte Verhalten, das Männer und Frauen lange bei der Auswahl aus festgelegten Alternativen an den Tag gelegt haben, sei es bei Warenangebot, Ideen und Überzeugungen, Liebespartnern, Kandidaten für öffentliche Ämter, Berufen oder den meisten anderen Dingen. Denn ich bin überzeugt, dass neue Einstellungen zur Entscheidungsfindung, ganz zu schweigen zur Freiheit sich weitgehend im Tun entwickelten oder in dem, was die Franzosen als *sage* bezeichnen, besonders in der »Freizeit« der Menschen.³⁰

Außerhalb der Arbeitszeit und im Nexus von öffentlichem und privatem Leben entwickelten Männer und Frauen unterschiedlicher Herkunft zunehmend verschiedene physische und mentale Auswahlrituale (man denke etwa an Einkaufen, politische Wahlen oder die Wahl eines Tanzpartners). Das taten sie in diversen speziellen Räumen und nutzten dabei eine Bandbreite kleiner Technologien (Speisekarten im Restaurant, Stimmzettel, Tanzkarten, Kataloge, Werberundschreiben, Kollektaneenbücher, Umfragen und Tests und eine ganze neue Welt von Erfindungen vor allem aus Papier, um ihre Wahl zu organisieren, zu treffen und zu registrieren).³¹ Sie ermöglichten es, die Erfahrung, aus einer Reihe von Optionen eine

30 Freizeit wurde ab dem 19. Jahrhundert zunehmend als Zeitspanne verstanden, die nicht von Arbeit, Schule oder den notwendigen Alltags erledigungen ausgefüllt war, Zeit, in der man »frei« war, selbst zu wählen, was man wo und mit wem tun wollte; siehe Corbin, *L'Avènement des loisirs*. Dagegen galten der kapitalistische Arbeitsplatz und die Tätigkeiten während der Arbeitszeit generell nicht als etwas, was viel mit Wahlmöglichkeiten zu tun hatte; zu der zunehmenden Unterscheidung siehe Thompson, »Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus«.

31 Bei manchen dieser Mikrotechnologien machen Gebrauchsanweisungen einen wesentlichen Bestandteil aus. Viele waren zudem vorgedruckt, aber dazu gedacht, sie von Hand mit einem Stift zu modifizieren (etwa ein Kästchen anzukreuzen, nicht Zutreffendes durchzustreichen oder einen Namen einzutragen), damit sie ihre Funktion erfüllten. Zu Papier als »Alltagstechnologie«, deren Verwendung zunahm, als der Preis im 19. Jahrhundert sank, siehe Bittel/Leong/von Oertzen (Hg.), *Working with Paper*, allerdings wird Wahltechnologie nicht eigens erwähnt.

auszusuchen, auf eine ganz bestimmte Art zu verstehen, nämlich als Externalisierung selbst definierter innerer Präferenzen und somit als Akt unabhängiger Selbstgestaltung. Das geschah, obwohl andere Menschen und Kräfte nahezu immer bestimmten, wer welche Optionen aus welchem Angebot und mit welchen Folgen auswählen konnte. Im Laufe der Zeit trug die ständige Wiederholung und Routinisierung solcher Aktivitäten und deren intellektuelle und körperliche Verrichtung durch gewöhnliche Menschen in ihrer Rolle als »Wählende« erheblich dazu bei, diese Assoziation zur zweiten Natur oder insofern zu einer Doxa zu machen, als sie nicht länger wie etwas bewusst Gewähltes empfunden wurde.³² Letztlich galt das selbst für die Armen und die Analphabeten, obwohl der Vorgang auf Papier und Druckerezeugnissen basierte.

Eine der für Historikerinnen wertvollen Erkenntnisse Hannah Arendts war nach meiner Einschätzung, dass politische Normen immer von historisch spezifischen, aber gesellschaftlich weit verbreiteten Denkgewohnheiten abhängen.³³ So braucht eine liberale Ordnung sowohl für ihre Entstehung als auch für ihre Stärkung bestimmte Arten, zu denken, zu urteilen, die Wahrheit zu suchen und mehr. Durch die Arbeit von Pierre Bourdieu wissen wir zu würdigen, dass solche Normen oder »politischen Mythologien«, wie er es nennt, in erster Linie und vor allem einverleibt werden.³⁴ Zu ihrer Verfestigung müssen sie körperlich gemäß Direktiven und Mustern umgesetzt werden, die vorgegeben sind, aber schon bald auswendig gelernt werden. Aus diesem Grund ist die Metapher der Choreografie für dieses Buch insgesamt wichtig und nicht nur in der Erörterung des Gesellschaftstanzes.³⁵

Allerdings finde ich nicht, dass wir die Aussagen großer Denker der Vergangenheit ignorieren oder die Ideengeschichte und ihren Ausdruck abtun sollten, wenn es um die Freiheit als Wahlmöglichkeit oder Wahlmöglichkeit als Freiheit geht. Dies ist nach wir vor in erster Linie eine Geistesgeschichte, auch wenn sie auf der Entwicklung alltäglicher Aktivitäten aufbaut, und man darf damit rechnen, hier und da auf bekannte Persönlichkeiten zu treffen – Cotton Mather, Voltaire, John Stuart Mill, Betty Friedan –, die über

32 Zur historischen Bedeutung der Wiederholung siehe Koselleck, »Structures of Repetition in Language and History«, besonders S. 167.

33 Zur Frage, Hannah Arendts Aufmerksamkeit für die Geschichte von Denkgewohnheiten bei der Gestaltung des politischen Lebens ernst zu nehmen, siehe Rosenfeld, »On Lying«.

34 Bourdieu, *Entwurf einer Theorie der Praxis*, S. 200.

35 Zur physischen Inszenierung oder »Choreografie« sozialer Praktiken und wie sie hilft, sowohl die gesellschaftliche Organisation als auch abstraktes Denken zu fördern, siehe Hewitt, *Social Choreography*.

große Abstraktionen sprechen. Ich vertrete lediglich die Auffassung, dass Handeln, Denken und Reden oder das, was man auch als Verhalten und Kultur bezeichnen könnte, immer miteinander verknüpft und multidirektional sind. Bestehende Darstellungsweisen und kulturelle Grundannahmen prägen, wie neue Praktiken von denjenigen aufgefasst werden, die sie ausüben oder beobachten; aber soziale Praktiken gestalten auch unsere Sprache und letztlich die Bedeutung um, vor allem, wenn sie mit der Zeit häufig wiederholt werden. Auf diese Weise erlangen doxische Ideen ihre Wirkmacht.

Ebenso wichtig ist, dass dieses Buch die Hindernisse und Beschränkungen der freien Wahl untersucht, von offiziellen Regeln über Sitten und gesellschaftliche Konventionen bis hin zu fehlenden Finanzmitteln und sogar verschlossenen Türen. Meine dritte Aussage ist, dass diese vielfältigen Faktoren zusammen mit denjenigen, die sie auferlegten, auf Schritt und Tritt einschränkten, wer in einer Bevölkerung wählen konnte, welche Wahlmöglichkeiten angeboten wurden und wie diese Wahl getroffen, registriert, umgesetzt und letztlich bewertet wurde. Neue Formen der Entscheidungsfindung basierten, kurz gesagt, immer auf neuen Formen von Ausschluss und Verbot. Gleichzeitig machten eben diese – formalen und informellen, von außen auferlegten und schließlich verinnerlichten – Hindernisse den Auswahlprozess handhabbar. Zudem sorgten sie dafür, dass er ausreichend organisiert und eingegrenzt war, um für eine Beteiligung der Masse relativ sicher zu sein. Es muss anerkannt werden, dass die Wahlfreiheit paradoxerweise immer schon Regeln, Regulierungen und sogar verschiedene Beschränkungen brauchte, um zu verhindern, dass sie das individuelle Wohl oder die Stabilität der Gesellschaftsordnung als Ganzer gefährdete. Aus diesem Grund ist jede in diesem Buch erörterte Wahl, so offen sie auch erscheinen mag, zwangsläufig eine »begrenzte Wahl«, wie ich es nenne, eingeschränkt durch sichtbare wie auch unsichtbare Parameter.³⁶ Man könnte sogar sagen, dass man die wachsende Zahl aller möglichen Gesetze, die ohne Ansehen der Person gelten, in der modernen Welt als Funktion und Ergänzung der Zunahme und Feier individuierter, personalisierter Wahlmöglichkeiten sehen sollte.³⁷

Für Historiker erfordert diese Aussage jedoch ein Umdenken. Zumindest bedeutet sie, von jeglichen binären Unterscheidungen abzusehen, wie

36 Ich führe den Begriff »begrenzte Wahl« als Weiterung der Begriffe von Verhaltensökonomen wie »begrenztetes Eigeninteresse« und »begrenzte Rationalität« ein. Er soll kenntlich machen, dass selbst Situationen, die eine »freie« Wahl versprechen, Grenzen haben, die man nicht selbst bestimmen kann.

37 Dieses Argument stimmt überein mit Friedman, *The Republic of Choice*. Aber siehe auch Daston, *Rules*, zur Vielfalt der Regeln und ihren diversen Funktionen im Laufe der Zeit.

der Philosoph Isaiah Berlin sie auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges bekanntermaßen einführte, zwischen »Freiheit von« als Beseitigung äußerer Hürden, das zu tun, was man tun will, und »Freiheit für« als Schaffung der Bedingungen, die es einem ermöglichen, Selbstverwirklichung zu erreichen.³⁸ Tatsächlich kann es die eine ohne die andere nicht geben. Das heißt, dass jede Schilderung von Wahlmöglichkeiten zwangsläufig zwei Seiten abbilden muss. Selbst wenn wir die zunehmende Deregulierung und den offenkundigen Anstieg von Laisser-faire-Einstellungen und -Politik nachzeichnen, müssen wir zugleich auf verstärktes staatliches Eingreifen – wie es beispielsweise in neuen Formen der Straßenbeleuchtung oder neuen Gesetzen zur Institution der Ehe zutage tritt – und auf den Aufschwung inoffizieller regulativer Ideale in der Zivilgesellschaft, wie Standards für Geschmack, Vernunft, Wahrheit, Tugend und Anstand, achten. Wie dieses Buch zu verdeutlichen versucht, war das 19. Jahrhundert das große Zeitalter der Regeln, das für alles ein Protokoll vorgab, von Anweisungen, wie man vor dem Tanzen mit einem ausgewählten Vertreter des anderen Geschlechts zu flirten hatte, bis hin zur Äußerung politischer Meinungen (die jedoch immer einen gewissen Spielraum boten). All diese Arten von Beschränkungen – ganz zu schweigen von den häufig unerkannten »Wahlarchitekten«, die dahinter standen, von Ladenbetreibern über Tanzmeister, Parteiführer und Wahlleiter bis zu den heutigen Schöpfern von Algorithmen – spielen eine zentrale Rolle in der Geschichte, wie Wahlmöglichkeiten verteilt, erfahren, geschützt, gefördert, gelegentlich vereitelt und verstanden wurden.³⁹ Auch sie sind ebenso wie all jene, die eine tatsächliche Wahl treffen, ein übersehener Teil der langen Geschichte des Heute.

Viertens und letztens bin ich, wie vielleicht bereits deutlich geworden ist, überzeugt, dass Frauen auf allen Seiten im Verlauf dieser Geschichte besondere Aufmerksamkeit verdienen. Das liegt teils an ihrer speziellen Rolle in dieser Entwicklung und teils daran, dass ihr Beispiel die großen Fragen

38 Siehe Berlin, »Zwei Freiheitsbegriffe«. Zu hilfreichen Kritiken an dieser Unterscheidung gehören Taylor, »What's Wrong with Negative Liberty?«; und Gray, *Freedom*, bes. Kap. 1.

39 Siehe Sunstein, *Choosing Not to Choose*, S. 5, zu Konzepten der »Wahlarchitektur«, definiert als sozialer Kontext, der Wahlmöglichkeiten unter unterschiedlichen Umständen ermöglicht und einschränkt, und »Wahlarchitekten« (von anderen auch »Wahlagenten« genannt), definiert als Menschen, die den sozialen Kontext bestimmen oder prägen, in dem Wahlentscheidungen getroffen werden, ganz zu schweigen von den eigentlichen Entscheidungen. Hin und wieder mache ich Anleihen bei der Sprache der gegenwärtigen Wahltheorie, bemühe mich allerdings, die hinter dieser Sprache stehenden Konzepte historisch einzuordnen.

ins Blickfeld rückt. Da ihnen viele individuierte Wahlmöglichkeiten lange vorenthalten wurden und man ihnen vorwarf, die ihnen zugestandenem schlecht zu nutzen (zudem zum Nachteil dieser innovativen Art der Entscheidungsfindung), mögen Frauen als marginal für die Hauptentwicklungen gelten. Aber bereits seit dem 18. Jahrhundert machten sie aktiv Gebrauch von dieser speziellen Macht, und einige von ihnen sahen schließlich ihre Bestimmung in dieser Bestrebung und verknüpften sie mit einer umfassenderen Befreiung in dem Bemühen, den Mainstream-Liberalismus infrage zu stellen und zugleich zu nutzen. Letzten Endes hatten sie zugleich Erfolg und Misserfolg und etablierten diese Grundidee noch weiter. Die befrachtete Rolle der Frauen in der langen Geschichte der Wahlfreiheit aufzudecken, rückt etwas Wichtiges über die besondere Art von Feminismus ins Licht, die wir von unseren Vorfahrinnen und Vorfahren ererbt haben. Vor allem aber lohnt es sich, Frauen – vor allem solche mit einer gewissen gesellschaftlichen Wirkmacht – und ihre in den letzten Jahrhunderten entstehenden Kämpfe um Autonomie und Freiheit in den Blick zu nehmen, um zu verstehen, wie und warum man heutzutage präferenzgetriebenen, zunehmend wertneutralen Wahlentscheidungen in so vielen verschiedenen Lebensbereichen einen derart beispiellosen Stellenwert beimisst.⁴⁰

Die lange Geschichte der Freiheit als Wahlmöglichkeit und der Wahlmöglichkeit als Freiheit ist zudem zwangsläufig in weiten Teilen des Westens mit jener der realen und metaphorischen Sklaverei und ihrer Abschaffung verwoben, wie durchgängig in diesem Buch deutlich wird. Freiheit und Sklaverei hingen historisch in ihrer Wirkmacht voneinander ab.⁴¹ Und auch wenn Zwangsarbeit und erzwungene Reproduktion in den meisten Demokratien, einschließlich der unseren, formal beendet und durch Gleichberechtigung ersetzt wurden, ist Freiheit doch nach wie vor tiefgreifend rassifiziert. Neue soziale Hierarchien, die sich nach den Ergeb-

40 Dieses Buch vertritt praktisch die Auffassung, dass Feminismus als wesentlicher Bestandteil umfassenderer ideologischer und politischer Kämpfe zu sehen ist, nicht als eigene Form von Denken und Aktivismus, die am besten isoliert zu untersuchen wäre, wie es oft der Fall ist. Ich schließe mich der Position von Fraisse (z. B. in *Féminisme et philosophie*) an, dass es ansonsten verborgene Aspekte umfassenderer politischer und gesellschaftlicher Sichtweisen aufdeckt, historische Techniken zur Beherrschung von Frauen und historische Strategien der Befreiung von Frauen zusammen zu untersuchen.

41 Zur Bedeutung von Freiheit in Hinblick auf Sklaverei siehe Morgan, »Slavery and Freedom«; Patterson, *Freedom*; Foner, *The Story of American Freedom*; Stovall, *White Freedom*. Aber siehe auch Furstenberg, »Beyond Freedom and Slavery«, der zeigt, dass Sklaverei und Freiheit nicht immer gegeneinander ausgespielt wurden.

nissen getroffener Entscheidungen, statt explizit nach den Bedingungen der Geburt richten, haben diese Realität nicht beseitigt. Vielleicht haben sie sie sogar noch heimtückischer gemacht, weil sie weniger deutlich sichtbar sind. Dieses Merkmal der modernen Landschaft der Wahlfreiheit macht es umso wichtiger, ein Schlaglicht auf diejenigen zu werfen, die oftmals davon ausgeschlossen wurden und in einigen Fällen immer noch ausgeschlossen werden: Kinder, arme Bevölkerungsgruppen, Heimbewohnerinnen und Hospitalisierte, ein Großteil der Landbevölkerung und in weiten Teilen des Westens People of Color beiderlei Geschlechts. In beträchtlichem Maße definierten individualisierte Wahlmöglichkeiten schließlich ohnehin den Horizont aller, sei es als Bestrebung oder als Bewertungsschema für ihre Pathologisierung.

Es muss indes betont werden, dass in den vergangenen Jahrhunderten erwachsene Frauen, die über gewisse Privilegien und Reichtum verfügten, – also überwiegend urbane, weiße Frauen in Westeuropa und den ehemaligen Kolonialgebieten – sich immer wieder von Wahlritualen ausgeschlossen sahen, aber zugleich auch zu paradigmatischen modernen Wählerinnen wurden. Als solche sind sie unter den in diesem Buch behandelten Personen besonders stark vertreten. Meine letzte Behauptung lautet, dass die Fokussierung auf Frauen als Trope wie auch als historische Akteurinnen von der Romanfigur Isabel Archer bis zu den vielen realen Frauen, die in Frauenzeitschriften des 20. Jahrhunderts an Umfragen unter Leserinnen teilnahmen, die Spannungen und Widersprüche einer Gleichsetzung von Wahlmöglichkeit und Freiheit – und damit der liberalen Demokratie – deutlich hervortreten lässt.

Solche Erwägungen spielen eine Rolle. Denn eine wachsende Zahl gegenwärtiger (und ausgesprochen nichthistorischer) Untersuchungen deuten darauf hin, dass das Modell des Selbst als Wählenden und der Freiheit als Wahlmöglichkeit, von dem wir heutzutage so fasziniert sind und das für unsere vorherrschenden politisch-ökonomischen Paradigmen so zentral ist, Mängel aufweist.

Wieso? Fangen wir bei den Wählenden an. Jahrzehntelange Forschungen von Psychologinnen, Verhaltensökonomen und mittlerweile Neurowissenschaftlerinnen haben uns zu der Erkenntnis verholfen, dass selbst erwachsene Männer und Frauen im Treffen von Wahlentscheidungen nicht so gut sind, wie man lange Zeit annahm. Zumindest sind sie darin nicht so gut, wie Vertreter der rationalen Wahltheorie, die sich jede Entscheidung als Externalisierung und Optimierung einer bestehenden inneren Präferenz vorstellen, uns glauben machen wollen (obwohl Freudianer, Marxistinnen

und vor ihnen Romanschriftstellerinnen und bedeutende religiöse Denker dies schon lange wussten).⁴² Wie sich herausstellt, leiden wir Menschen unter falschen Intuitionen, Kontextabhängigkeit, Risikoscheu, kurzfristigem Denken und der Tatsache, dass wir schlicht nicht wissen, was wir wollen. Wenn wir zwischen verschiedenen Optionen wählen, sind wir zu stark von unseren Emotionen und flüchtigen Begierden getrieben, überschätzen wahrscheinlich unser Urteil (ob spontan oder nicht) und lassen uns zu leicht von den falschen Faktoren beeinflussen. Wir überschätzen, was wir wissen. Wir sehen nicht korrekt voraus, was wir in Zukunft wollen werden.

Zudem sind wir inkonsistent in unseren Präferenzen und schätzen den Wert der Dinge, die wir besitzen, auf eine Art, die objektiv keinen Sinn ergibt, höher ein als den derjenigen, die wir nicht haben. Mehr Informationen helfen dagegen nicht immer. Das liegt an unserer Tendenz, Fakten zu ignorieren, die nicht zu dem von uns erwünschten Ergebnis passen, und uns auf die falschen Informationen zu fokussieren oder Muster zu sehen, wo keine existieren. Hinzu kommt, dass wir uns leicht von denjenigen manipulieren lassen, die das Angebot zusammenstellen, wie auch von Gruppenzwängen und dem Wunsch nach Anerkennung von außen. Anders gesagt: Sogar unsere Wünsche sind nur selten von uns selbst bestimmt – und etwas anderes zu glauben ist lediglich eine andere Art der Selbsttäuschung.

Schlimmstenfalls kann das Auswählen zum Zwang oder zur Sucht werden, was eine Entscheidungsfindung ohne tatsächliche Kontrolle bedeutet. All das läuft laut Psychologinnen darauf hinaus, dass Menschen sich häufig beim Einkaufen oder auch bei der Partnerwahl für etwas entscheiden, was nicht in ihrem besten Interesse liegt. Oder das, wofür sie sich entscheiden, deckt sich nicht mit dem, was sie für ihre Präferenzen hielten. Schlechte Entscheidungen haben dann schwerwiegende wirtschaftliche und psychische Kosten.

Dieses Phänomen hat sich nach Ansicht einer anderen Gruppe von Sozialwissenschaftlern in den letzten Jahren noch verschärft, da die Technologie sowohl die Notwendigkeit, eine Wahl zu treffen, als auch unsere Optionen weit über die kühnsten Vorstellungen hinaus erweitert hat, ganz zu schweigen von der Zeit, der Energie und dem Know-how, die ihre Hand-

42 Zu verfügbaren Darstellungen, wie psychologische Faktoren Entscheidungsverhalten prägen, siehe Tversky/Kahneman, »The Framing of Decisions«; Kahneman, *Schnelles Denken, langsames Denken*; Ariely, *Denken hilft zwar, nützt aber nichts*; und Iyengar, *The Art of Choosing*.

habung erfordert.⁴³ Das ist, wie sich herausstellt, nicht nur eine Frage der Erschöpfung (obwohl ich vermutlich nicht allein damit dastehe, auch nur die Auswahl eines Wasserkochers oder Staubsaugers insofern mühsam zu finden, als man den »richtigen« oder »besten« finden möchte). Wir übernehmen so viel imaginäre Verantwortung dafür, unser Glück und unseren Erfolg zu gestalten, dass viele von uns sich wegen ihrer letzten Entscheidung schuldig fühlen, Angst vor der nächsten haben und von so banalen Fragen wie, was sie zu Mittag essen sollen, potenziell überfordert und sogar gelähmt sind.

Das mag besonders für Menschen gelten, die nicht über die nötigen Mittel verfügen, andere – Berater, Expertinnen, Ratgeber, Managerinnen aller Art, seien es Menschen oder Algorithmen – zu engagieren, die versprechen, uns einen Überblick über die Wahlmöglichkeiten zu verschaffen, die uns offenstehen, und uns »Vorschläge« zu machen oder sogar eine »Auswahl« für uns zu treffen. (Und die Reichen bekommen tatsächlich viel Hilfe, unter anderem dabei, schlechte Entscheidungen aus der Welt zu schaffen in einer Zeit, in der ihre Spuren dank des Internets ansonsten ewig erhalten bleiben würden.)⁴⁴ In diesem Zusammenhang mag man an Immanuel Kants vorausschauende Erkenntnis am Vorabend der Französischen Revolution denken, dass die Entdeckung der Wahlmöglichkeit den frühen Menschen einen ersten Geschmack von Freiheit vermittelte, der allerdings einen hohen Preis hatte, da diese Erkenntnis zugleich auf Dauer Stress und Angst in ihr Leben brachte. Denn »aus einzelnen Gegenständen seiner Begierde, die ihm bisher sein Instinkt angewiesen hatte, war ihm eine Unendlichkeit derselben eröffnet, in deren Wahl er sich noch gar nicht zu finden wusste«, wie Kant schreibt, da eine Wahl die andere ausschloss, ohne dass er im Voraus wissen konnte, welche unterschiedlichen Auswirkungen sie haben würde.⁴⁵

43 Zu den wesentlichen Büchern über das Problem der zu großen Auswahl in reichen Teilen der Welt gehören: Schwartz, *Anleitung zur Unzufriedenheit*; Rosenthal, *The Era of Choice*; und Iyengar, *The Art of Choosing*. Manche konzentrieren sich auch auf Wahlmöglichkeiten in einem bestimmten Bereich wie McGibbon u. a., *The Choice Effect*. Zu einem Überblick siehe Rosenfeld, »Free to Choose?«.

44 Bereiche, in denen professionelle Anbieter heutzutage Menschen bei Wahlentscheidungen helfen, reichen von der Erledigung persönlicher Einkäufe über Finanzplanung bis hin zur Partnerwahl. Manche helfen, den eigenen Geschmack zu definieren; andere helfen Menschen, sich besser an ihresgleichen anzupassen; und manche helfen, optimale Entscheidungen in Hinblick auf ein größeres Ziel zu treffen wie die Akkumulation von Reichtum oder gesteigerte Erlebnisqualität. Die Zunahme von »Experten« für Wahlentscheidungen verdient eine eigene Literatur.

45 Kant, »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte«, S. 89.

Nahezu zweihundert Jahre später transponierte Sylvia Plath 1963 in ihrem Roman *Die Glasglocke* diese Ambivalenz in einem Zeitalter ständig wachsender Optionen für Frauen ihrer Klasse auf die imaginäre Konfrontation ihrer Heldin mit einem Feigenbaum: »Ich [Esther] sah, wie sich mein Leben vor mir verzweigte. [...] Gleich dicken, purpurroten Feigen winkte und lockte von jeder Zweigspitze eine herrliche Zukunft«; eine Feige stand für einen Ehemann, ein glückliches Heim und Kinder, eine andere für die Karriere einer berühmten Dichterin, wieder eine andere für Abenteuer in Europa, Afrika und Südamerika, und viele andere für eine Zukunft, die sie noch nicht erkennen konnte. Das Entscheidende ist, dass vor ihr eine Welt wunderbarer Möglichkeiten liegt – zumindest theoretisch. Aber der Garten Eden hat für diese moderne Eva seine eigenen Fallen. Esther fährt fort: »Ich sah mich in der Gabel dieses Feigenbaums sitzen und verhungern, bloß weil ich mich nicht entscheiden konnte, welche Feige ich nehmen sollte. Ich wollte sie alle, aber eine von ihnen nehmen, bedeutete, alle anderen verlieren, und während ich dasaß, unfähig, mich zu entscheiden, begannen die Feigen zu schrumpfen und schwarz zu werden und plumpsten eine nach der anderen auf den Boden unter mir.«⁴⁶

Ähnliche Erfahrungen notwendiger Entscheidungen mit nur wenigen offenkundigen Direktiven haben heutzutage einen florierenden Markt für Selbsthilferatgeber einerseits und für sogenannte libertär-paternalistische Politikmanifeste andererseits hervorgebracht, die alle behaupten, die neuesten Erkenntnisse experimenteller kognitiver Wissenschaft zu nutzen, um bei der Wahlentscheidung zu helfen. Kein Genre ist darauf angelegt, die Vermehrung der Wahlmöglichkeiten infrage zu stellen. Und keines verfolgt die Absicht, die Vorstellung zu untergraben, dass es weitgehend konstitutiv für Freiheit ist, eigenständig für sich zu entscheiden.⁴⁷ Vielmehr lautet ihr kollektives Versprechen, dass man uns mit einem Buch oder einem »Anstoß« vom Staat helfen kann, eine (wie auch immer de-

46 Plath, *Die Glasglocke*, S. 85–86. Aber siehe auch Kierkegaard, *Die Krankheit zum Tode*, S. 46: Wenn alles möglich erscheint, kann es vorkommen, dass sich »ein Selbst solcherart in der Möglichkeit verläuft«. Das kann vor allem der Fall sein, wenn Kulturen aufhören, in Form von Traditionen, Sitten oder religiösen Vorschriften Anleitungen zu geben, was in den vielfältigen Umständen, die eine Entscheidung erfordern und mit denen man wahrscheinlich konfrontiert wird, eine gute Option ist.

47 Hier soll nicht behauptet werden, dass alle Entscheidungen, die wir treffen, als Freiheit erlebt werden oder dass alle Formen von Freiheit, die uns wichtig sind, Wahlentscheidungen beinhalten; vielmehr ist dies lediglich die in unserer Zeit vorherrschende Ansicht, die nur selten infrage gestellt wird.

finierte) »bessere«, und daher mit etwas weniger mentalen Ängsten behaftete Wahl zu treffen.⁴⁸

Unterdessen haben diverse Vertreterinnen der politischen Philosophie auf Weisen, die von den Verfechtern des Behaviorismus und oft auch voneinander abweichen, unseren Blick auf die umfassenderen negativen sozialen und politischen Konsequenzen gelenkt, die all diese Aufmerksamkeit für die Maximierung von Wahlmöglichkeiten und die Vorstellung hat, sie seien gleichbedeutend mit Freiheit. Ihre Argumente gehen häufig von der Prämisse aus, dass diese Voreingenommenheit uns von vielem ablenkt und vieles auslässt. Eine Kritik lautet, dass wir so sehr mit der Notwendigkeit beschäftigt sind, so viel und so oft eine Wahl zu treffen, angefangen bei Wasserkochern und Staubsaugern, dass wir keine Lust mehr für kollektive Entscheidungen oder Investitionen in Gemeinschaftsangelegenheiten übrig haben. Das heißt, über »Facebook-Likes« hinaus. Die einzige Ausnahme bilden vielleicht Fälle, in denen es darum geht, mehr individuelle Wahlmöglichkeiten oder Entscheidungen zu fördern. Dieses Thema taucht auch in postkolonialer Literatur immer wieder auf, beispielsweise in Vivek Shanbhags eindringlichem Roman *Ghachar Ghochar*, in dem eine ehemals arme Großfamilie von Gewürzhändlern in Bangalore durch die neue Erfahrung der Konsumgesellschaft und der individualisierten Wahlmöglichkeiten in moralischen Aufruhr gerät und nicht mehr imstande ist, sich geschlossen für ihr gemeinsames Wohl einzusetzen.⁴⁹

Nach Auffassung anderer gegenwärtiger Kritiker ist es ebenso schwerwiegend, dass eine Fokussierung des Diskurses auf Wahlmöglichkeiten und persönliche Verantwortung mittlerweile nicht mehr als lockende Feige, sondern als Feigenblatt fungiert: als Mittel, um inhärente, strukturelle Ungleichheiten unserer demokratischen, kapitalistischen Ordnung zu kaschieren oder sogar zu verstärken.⁵⁰ Wir werfen besonders den Armen

48 Die Arbeit von Psychologinnen in diesen Bereichen hat eine Fülle von Selbsthilfebüchern hervorgebracht, die Leserinnen helfen sollen, entweder bessere Entscheidungen zu treffen (z. B. Heath/Heath, *Decisive*) oder sich um der Selbstbeherrschung willen für weniger zu entscheiden (z. B. Heim, *Living Simply*). Zudem haben sie eine Literatur entstehen lassen, die öffentliche Maßnahmen fördern soll, die darauf abzielen, Wählenden über eine Umgestaltung der »Wahlarchitektur« zu besseren Entscheidungen zu verhelfen, oder die sie dazu bewegen, bestimmte Optionen anderen vorzuziehen; siehe insbesondere Thaler/Sunstein, *Nudge: Wie man kluge Entscheidungen anstößt*; und Sunstein, *Choosing Not to Choose*; sowie den Kommentar zu diesem Ansatz in Ben-Porath, *Tough Choices*; und Moyn, »The Nudgeocrat«.

49 Shanbhag, *Ghachar Ghochar*. Roman.

50 Zu den negativen Auswirkungen einer Überbetonung der persönlichen Wahlmöglichkeiten vor allem auf die Politik siehe neben den bereits erwähnten Arbeiten von

vor, sie würden individuell schlechte Entscheidungen treffen oder sogar ihre Armut selbst wählen, statt anzuerkennen, dass die Chancen zu wählen und die Wahlmöglichkeiten selbst, angefangen beim Angebot, ständig und überall durch »Rasse«, Gender, Wohnort, Bildungsgrad, gesellschaftliche Erwartungen, Alter und vor allem Wohlstand ungleich festgelegt sind. Die meisten dieser Faktoren liegen außerhalb des Bereichs, in dem Menschen eine Wahl haben. Tatsächlich sind nicht alle Menschen gleichermaßen frei zu wählen, ganz gleich, was Menschenrechtserklärungen besagen.⁵¹ Zudem sind nicht alle Wahlmöglichkeiten gleich. Sie sind nicht einmal alle real. Von Wahlfreiheit zu reden ist in den meisten Fällen, wie ein Jurist es nannte, eine »Rhetorik der Mächtigen«, die denen hilft, die ohnehin schon an der Spitze stehen, und den Machtlosen schadet.⁵²

Das ist auch ein Hauptthema des Romans *A Kind of Freedom*, in dem die amerikanische Autorin Margaret Wilkerson Sexton mehrere Generationen einer afroamerikanischen Familie und die Fülle der suboptimalen Wahlmöglichkeiten schildert, vor die sie sich gestellt sieht, obwohl formale Gleichberechtigung und die legalen Möglichkeiten, seinen eigenen Werdegang zu bestimmen, zunehmen.⁵³ Die Protagonisten werden nur um den Preis, immer wieder formell und informell für ihre getroffenen Entscheidungen bestraft zu werden, zu vollgültigen Individuen. Ähnliche Bestrafungen erleben überproportional auch Frauen über »Rassen-« und Klassenschränken sowie ethnische Unterschiede hinweg, wenn auch je nach diesen Variablen mit unterschiedlichen Auswirkungen. Praktisch fällt Frauen immer noch häufig die volle Verantwortung für das Risikomanagement zu, nicht zuletzt, wenn es um ihre »Entscheidungen« in Fragen der Fortpflanzung geht. Oder ihnen bleibt nur eine unmögliche Wahl, wie sich entweder

Pettit so unterschiedliche liberale und linke Kritiken wie Dworkin, »Is More Choice Better Than Less?«; Schmookler, *The Illusion of Choice*; Salecl, *Die Tyrannei der Freiheit*; sowie die frühere Kritik von Marxisten wie Herbert Marcuse, der Wahlfreiheit als eine der »trägerischen Freiheiten« des Kapitalismus bezeichnete (*Der eindimensionale Mensch*, S. 27). Es gibt jedoch auch Konservative wie Alasdair Macintyre und Kommunitaristen wie Michael Sandel und Charles Taylor, nach deren Ansicht eine Kultur, die der individuellen Wahl Vorrang vor Tradition und Gemeinschaft einräumt, sinn- und richtungslos ist.

51 Siehe Giddens, *Modernity and Self-Identity*, S. 5–6, zu der Frage, wie Wahlmöglichkeiten Klassenmobilität ermöglichen, aber auch wie der unterschiedliche Zugang zu unterschiedlichen Arten von Wahlentscheidungen selbst zu einem Element der Klassenunterschiede in der heutigen Welt geworden ist.

52 Greenfield, *The Myth of Choice*, S. 24.

53 Sexton, *A Kind of Freedom*.

für Familie oder für Erwerbsarbeit zu entscheiden. Das zählt wohl kaum als Befreiung.

Ein Ergebnis sind staatliche Bestrebungen, das Leben Benachteiligter stärker zu regulieren und ihnen zuweilen buchstäblich vorzuschreiben, was sie zu tun haben. So spezifizieren beispielsweise US-Programme für Lebensmittelhilfen für Bedürftige in der Regel, was Empfängerinnen zu essen kaufen können und was nicht. Aber selbst Gesetze, die in Anerkennung der Wahlfreiheit entstehen, können in ihrer praktischen Wirkung letzten Endes die Rechte der Vulnerablen einschränken, statt sie auszuweiten, und größere Freiheit zu einer Illusion machen. Man nehme zum Beispiel die Gesetze zur »Wahlfreiheit«, die in den 1950er und 1960er Jahren nach dem Urteil des Obersten Gerichtshof im Verfahren *Brown v. Board of Education* in manchen amerikanischen Südstaaten verabschiedet wurden und Eltern die Entscheidung überließen, welche Schule ihre Kinder besuchen, aber zugleich nichtweiße Eltern einschüchterten, damit sie nichtweiße Optionen wählten, und damit gegen das mit der Aufhebung der Rassentrennung in Schulen verbundene Versprechen der Chancengleichheit verstießen.⁵⁴ Oder man nehme die Änderungen des französischen Staatsbürgerschaftsrechts, die 1993 unter Justizminister Méhaignerie und Innenminister Pasqua vorgenommen (aber einige Jahre später wieder aufgehoben) wurden. Sie ersetzten das Geburtsortsprinzip für in Frankreich geborene Kinder von Einwanderern durch ein System, in dem diese Personen von nun an ihre Staatstreue durch eine »Willenserklärung« demonstrieren mussten, um Staatsbürger zu werden.⁵⁵ In noch jüngerer Vergangenheit kann man auch an die Gesetze denken, die eine »Wahlfreiheit« bei der Krankenversicherung in den USA festschreiben und einen Großteil der Bevölkerung den Markzwängen ausliefern, mit dem Ergebnis, dass die Gesundheitsversorgung dort nicht weniger, sondern mehr kostet.⁵⁶

Kein Wunder, dass manche Kommentatoren argumentieren, wir bräuchten einen Kurswechsel, um echte Freiheit für alle zu schaffen. Um viele unserer wichtigsten kollektiven Ziele zu erreichen – etwa saubere

54 Siehe Daugherty, *Keep on Keeping On*, Kapitel 6; und Minow, »Confronting the Seduction of Choice«, zur langen, wechselvollen Geschichte der Schulwahlpläne. Heute werden diese Gesetze und Milton Friedmans frühere Unterstützung für sie unter dem Banner der »Wahlfreiheit« häufig als Beleg für die rassistischen Wurzeln des Neoliberalismus in den USA angeführt; siehe Ravitch, »The Dark Side of School Choice«.

55 Siehe Thomas, *Immigration, Islam, and the Politics of Belonging in France*, Kapitel 5. Die Willenserklärung heißt auf Französisch »expression de volonté«.

56 Siehe Hoffman, »The ACA's Choice Problem«.

Atemluft –, brauchen wir möglicherweise mehr politische Maßnahmen, die gemeinsame Verantwortung fördern und verhindern, dass sie als individuelle Wahl dem Markt überlassen bleiben. Gelegentlich müssen wir vielleicht auch den Wahlmöglichkeiten der privilegiertesten Gesellschaftsschichten formale Grenzen setzen (was wäre beispielsweise, wenn man für seine eigenen Kinder keine Privat- oder Magnetschule »wählen« könnte?), um die Anzahl und Qualität der für andere verfügbaren Optionen zu erhöhen. Andernfalls könnte die Summe unserer Entscheidungen durchaus eine Welt hervorbringen, für die sich tatsächlich niemand entscheiden würde.

In eben dieser Kritiklinie wenden sich manche heutigen Feministinnen auch gegen den Mainstream-Diskurs zu Frauenrechten und tun ihn mit Linda Hirshmans geschickt abwertendem Etikett als »choice feminism« (Wahlfeminismus) ab.⁵⁷ Diese Bezeichnung soll ein negatives Licht auf zwei spezielle Merkmale dieses Diskurses werfen. Eines ist die Tendenz seiner Verfechterinnen, Ermächtigung so zu verstehen, dass Frauen die größtmögliche Bandbreite von Lebens- und Karriereoptionen für ihre Selbstverwirklichung haben. Das andere ist die Behauptung seiner Verfechterinnen, dass jede Entscheidung als feministisch gilt, wenn eine Frau, die sich als Feministin begreift, sie frei getroffen hat, und damit jegliche Kritik an solchen Entscheidungen zu verhindern, ob sie nun Küche oder Vorstandsetagen, Burkas oder G-Strings betreffen.

Nach Ansicht unter anderem der Philosophin Nancy Fraser unterstellt ein solcher Standpunkt die Existenz einer Welt wertneutraler Freiheit, in der weder Geld noch verinnerlichte gesellschaftliche Einstellungen oder Beziehungen zu anderen von Familien bis hin zu Vorgesetzten als Einschränkungen der Wahl fungieren. Eine solche Welt ist jedoch rein imaginär, vor allem für Frauen. Schlimmer ist, dass solche Haltungen des »Respekts vor allen Entscheidungen« im Hier und Jetzt Feminismus nachsichtig mit dem Status quo machen oder ihn sogar stärken, statt ihn infrage zu stellen – zum Wohle der Medien, der Werbung und des Einzelhandels, nicht aber der Frauen.⁵⁸

57 Hirshman, *Get to Work*, bezieht sich unter anderem auf die Schriften von Gloria Steinem. Der Ausdruck wurde von ihr ursprünglich geprägt in dies., »Homeward Bound«.

58 Zu weiteren Kritikerinnen des »Wahlfeminismus« gehören Ferguson, »Choice Feminism and the Fear of Politics«; Kiraly/Tyler, *Freedom Fallacy*; Denbow, *Governed through Choice*; und allgemeiner Fraser, *Fortunes of Feminism*.

Stattdessen vertreten diese Kritikerinnen die Auffassung, Feministinnen müssten heutzutage klarmachen, dass manche Dinge moralisch zu schwerwiegend oder gefährlich sind, um sie als legitime »Wahl« zu bezeichnen. Aus diesem Grund dürfen wir beispielsweise Kinder nicht legal kaufen, unsere eigenen Organe nicht verkaufen oder uns für einen eindeutig unsicheren Job entscheiden. Zudem müssen heutige Feministinnen anerkennen, dass manche Entscheidungen, ob sie nun von Frauen oder Männern getroffen werden, unter politischen Gesichtspunkten trivial (wie die Lippenstiftfarbe) oder, was schwerwiegender ist, schädlich sind, weil sie sexistische Stereotype, Macht- und Wohlstandsungleichheiten oder die Zerstörung der von uns allen geteilten Erde verstärken.⁵⁹ Die »Entscheidung«, Sexarbeit zu betreiben, ist ein offenkundiger Streitpunkt. Aber das gilt auch für etwas so Geringfügiges wie die Wahl des Fahrzeugs, mit dem man zur Arbeit fährt. Die Wahlfreiheit einer Person kann auf Kosten der Freiheit einer anderen oder des Wohls des ganzen Planeten und seiner Bewohner gehen. Wie die Schwarze Feministin und Juristin Dorothy Roberts vor einiger Zeit hervorhob, trägt die wiederholte Fokussierung auf Wahlmöglichkeit als Freiheit »nichts dazu bei, die gesellschaftlichen Verhältnisse abzuschaffen, die es manchen Menschen unmöglich machen, überhaupt eine Wahl zu treffen« – und genau darum sollte es beim Feminismus ihrer Ansicht nach gehen.⁶⁰ Die kanadische Journalistin Meghan Murphy drückt es historisch aus: »Wahlfreiheit ist nicht länger ein Schlachtruf für Veränderung.«⁶¹ Aus dieser Perspektive hat sie für uns alle ihren emanzipatorischen Biss verloren.

Können Historikerinnen mehr tun, als lediglich zu zeigen, dass es einst anders war, oder als die Geschichte anhand von Details zu veranschaulichen? Können sie die Vergangenheit als Beleg nutzen, um normative Fragen neben eigentlich historischen anzusprechen und damit etwas zu den gegenwärtigen

59 Chambers, *Sex, Culture and Justice*, argumentiert gegen die Vorstellung der Wahlfreiheit als generelle Rechtfertigung, vor allem, wenn es um Formen körperlicher Modifikationen von Genitalverstümmelung bis hin zu Brustimplantaten geht.

60 Roberts, *Killing the Black Body*, S. 294. Die umfassendere Sicht, was Feminismus erfordert, ist auch charakteristisch für die Arbeit von Nancy Hirschmann, die in *Subject of Liberty* argumentiert, die Freiheit der Frauen erfordere eine Änderung der Machtstrukturen, nicht nur weitere Wahlmöglichkeiten, weil sowohl das Selbstverständnis von Frauen als auch ihre Wünsche und verfügbaren Optionen bereits vom Patriarchat, von kapitalistischen Formen der Ungleichheit, des Rassismus und anderen Arten der Unterdrückung geprägt sind.

61 Murphy, *Choice Feminism*.

gen lebhaften Debatten über Wahlfreiheit beizutragen?⁶² Diese Möglichkeit zu demonstrieren, ist mein anderes wesentliches Bestreben, das ich beim Schreiben dieses Buches verfolge.

Das vorliegende Buch ist in erster Linie als Geschichtswerk strukturiert. Jedes Kapitel befasst sich eingehend mit einer bestimmten gesellschaftlichen Praxis oder einem Ritual an dem Ort (den Orten) und zu dem Zeitpunkt (den Zeitpunkten), als sie zu einer neuen Arena für individuierte, präferenzbasierte und zunehmend wertneutrale Wahlentscheidungen im täglichen Leben außerhalb der Arbeitsanforderungen wurde. Zudem erkundet jedes Kapitel auch die mit diesen Entwicklungen verbundenen Verheißungen und Gefahren und ihre Beziehung zu wechselnden Freiheitsbegriffen, die nach wie vor eine zentrale Bedeutung für die Theorie der liberalen Demokratie und die kapitalistische Kultur von heute haben.

Die ersten beiden Kapitel befassen sich mit »definierten Objekten« aus Sicht der gegenwärtigen Wahltheorie. Kapitel 1 konzentriert sich auf die konsumbezogene oder ästhetische Wahl. Kapitel 2 befasst sich mit der intellektuellen Wahl. Die mittleren beiden Kapitel widmen sich der Auswahl anderer Menschen und der Entwicklung immer stärker beschränkter oder (wie ich es nenne) »begrenzter« Wahlversionen. Kapitel 3 erkundet die »interdependente Wahl« anhand einer Untersuchung der affektiven Wahl. Kapitel 4 widmet sich dem Aufkommen der politischen Wahl einschließlich der Etablierung formaler Regeln für »Gruppenwahl«. Kapitel 5 erzählt schließlich die Entwicklungsgeschichte der Wahlwissenschaften, in deren Zentrum die Erforschung des abstrakten Menschen als Entscheidendem steht, der seine persönlichen Präferenzen und Neigungen in diesen Bereichen verwirklicht. Es schildert zudem, wie Forschende und ihre Erforschten gemeinsam dazu beigetragen haben, Wahlentscheidungen zum moralischen Telos modernen Lebens zu machen. Der Epilog schließt den Kreis, indem er anhand der Auseinandersetzungen über Abtreibungsrechte seit den frühen 1970er Jahren das liberale Konzept der Wahlfreiheit und dessen mögliche Bedeutung für zukünftige Einordnungen von Freiheit überdenkt.

Durchgängig achte ich dabei auch auf Bereiche, die nicht in die Hege-
monie der Wahlfreiheit einbezogen wurden. Man denke nur an die jüngsten Diskussionen über die Rechte Homosexueller, die die Rolle der Handlungsmacht oder der motivierten Wahl bei der Bestimmung der eigenen sexuellen Orientierung herunterspielen – ganz so, wie man es vielleicht in

62 Das Vorbild ist hier eher die Arbeit von historisch ausgerichteten Vertreterinnen der politischen Theorie, von Hannah Arendt bis Pierre Rosanvallon und Axel Honneth, als die von Historikern der politischen Geistesgeschichte.

früheren Zeiten in der Auseinandersetzung über den Nationalcharakter getan hat. Die politischen Weiterungen eines solchen Bioessentialismus, der statt von Optionalität davon ausgeht, so geboren zu sein, sind enorm, schüren zuweilen neue Formen der Diskriminierung und führen andere Male zu neuen Bereichen der Befreiung wie im Fall der Auseinandersetzungen über die Gleichstellung der Ehe gleichgeschlechtlicher Paare.⁶³ Debatten über Genderidentität stützen sich derzeit ebenfalls auf Begründungen, die sowohl mit Wahlfreiheit als auch mit Geburt zusammenhängen und weitere politische Auseinandersetzungen schüren (dieses Buch folgt meinen historischen Akteuren und versteht Frauen generell sowohl als biologische als auch als politische und soziale Kategorie).⁶⁴ Zu bedenken ist auch der Unterschied zwischen Verfechtern der Wahlfreiheit, die sich gegen etwas vom Staat Gefordertes entscheiden möchten (z. B. die Impfung im Zeitalter von Covid-19) und behaupten, der Staat raube ihnen ihre Autonomie oder zwingt sie zu etwas, und solchen, die in der Lage sein wollen, etwas zu tun, was der Staat wegen potenziell schädlicher Folgen zu verbieten droht (wie in der Debatte über Abtreibung oder auch über Waffenbesitz). Gegenstand dieses Buches ist letztlich die Entwicklung der Entscheidungen menschlicher Akteure über Wahlmöglichkeiten: Was sollte der Wahlfreiheit unterliegen, wie sollten Wahlentscheidungen getroffen werden, wer sollte sie treffen dürfen, was sollten sie bedeuten?

Abschließend ist ein Wort zu den Quellen für all das angebracht. Gelegentlich lasse ich mich und meine eigene Erfahrung in die Geschichte einfließen. Häufig nutze ich veraltete Gegenstände, von vorgedruckten Tanzkarten bis hin zu hölzernen Wahlurnen, um zu sehen, was sie uns über Wahlmöglichkeiten der Vergangenheit erzählen können. Ähnlich verfare ich mit Werken der bildenden Kunst; eben weil Wahlfreiheit als Idee so

63 Wahrman, *The Making of the Modern Self*, argumentiert, dass bestimmte Arten der (rassischen, genderbezogenen oder nationalen) Identität sich zumindest im britischen Kontext seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts verhärtet haben und mittlerweile unveränderlicher erscheinen und somit weniger der eigenen Wahl unterliegen als früher. Eine Folge davon ist eindeutig, dass diese Abkehr von Identitätswahl dazu beitrug, spätere Formen von Ausschluss und Ungleichheit zu schüren, die nun abgeschafft werden müssen. Allerdings haben Behauptungen über natürlich vorkommende Formen von Unterschieden in den letzten Jahren auch Forderungen nach Gleichbehandlung gestützt; siehe z. B. Wuest, »From Pathology to ›Born Perfect‹«, von den Auswirkungen der sprachlichen Verlagerung von »sexueller Präferenz«, die eine bewusste Wahl unterstellt, hin zu »sexueller Orientierung«.

64 Brubaker, *Trans*, vergleicht die heutigen Vorstellungen über Gender und »Rassenidentität« und versucht zu erklären, warum sich essentialistische und voluntaristische Sichtweisen gegenwärtig in beiden Bereichen unterschiedlich auswirken.

schwer in Bildern einzufangen ist, können solche Darstellungen besonders erhellende Quellen sein. Zudem ziehe ich eine große Bandbreite von Texten heran (was Historiker generell tun), unter anderem Handbücher, Gesetze, Polemiken, Reiseberichte und verschiedene Formen von Reportagen. Eine spezielle Art von Textquellen, die ich nicht nur in dieser Einleitung häufig verwende, bedarf jedoch einer Anmerkung: Romane.

Die besondere Art fiktiver Geschichte, die wir als Roman bezeichnen – im ausgehenden 17. und 18. Jahrhundert ein neues kommerzielles Produkt –, griff das Thema der Wahl nahezu umgehend auf. Frühe (meist weibliche) Romanautoren boten ihren (meist weiblichen) Lesern nicht nur detaillierte Schilderungen neuer (häufig weiblicher) Formen der Entscheidungsfindung in Aktion, indem sie ihre (häufig weiblichen) Protagonisten in den Verkaufsräumen von Läden, an Schreibtischen, Bibliothekstheken, in Ballsälen und Wahllokalen platzierten, sondern machten die psychologische Erfahrung der Wahl, jenen scheinbaren Dreh- und Angelpunkt zwischen innerer Präferenz und äußerem Handeln, zu einem zentralen Thema des Genres. Man nehme nur all die Romane, in denen es seit jeher um das Ringen ihrer Heldinnen und Helden geht, was sie tun sollen angesichts der Konflikte zwischen ihren innersten Wünschen einerseits und Gesetzen, Sitten, Erwartungen, Verpflichtungen und sogar den Auswirkungen früherer Entscheidungen andererseits, die sich allesamt darauf auswirken, Optionen und Chancen zu ermöglichen oder einzuschränken. Man denke auch an den Diskurs über anschließende Belohnungen und Strafen. Indem sie ihre fiktiven Geschichten so gestalteten, trugen Autorinnen von Frances Burney über Sylvia Plath bis hin zu Margaret Wilkerson Sexton stetig dazu bei, durch ihre Charaktere die Verknüpfung zwischen Entscheidungsfindung und der Konstruktion eines autonomen, freien Selbst herzustellen.⁶⁵ Aus diesem Grund könnten wir den realistischen Roman sogar als das Wahlgenre par excellence bezeichnen, in dem bestimmte Situationen der Charaktere zu Fallstudien in Psychologie, Soziologie und sogar Ethik der Wahl werden. Isabel Archer stand – und steht – nicht allein da. Sie und ihresgleichen haben uns immer noch viel zu erzählen.

Was die Leserinnen dieses Buches betrifft, können sie sich selbstverständlich entscheiden, mir in dem, was ich schreibe, zu folgen, anderer Meinung zu sein, es zu modifizieren oder auch das Buch angewidert zuzuklappen! (Mehr dazu, wie diese Möglichkeiten entstanden sind, beschreibt Kapitel 2.) Jedenfalls verlange ich von niemandem, jeden einzelnen, lückenlosen, kompromisslosen Erzählstrang über die Entstehung der Wahl-

65 Siehe vor allem Armstrong, *How Novels Think*, S. 4.

freiheitsvergötterung zu akzeptieren oder auch nur auf eine bestimmte Weise zu verstehen. Wenn dieses Buch jedoch eine Polemik über irgend etwas enthält, so ist es die, klar zu sehen, was wir tun, und die Folgen zu bedenken, wenn wir unserer alltäglichen Tätigkeit nachgehen, aus Optionsangeboten auszuwählen, statt einfach den Leitlinien zu folgen, die wir verinnerlicht haben, ohne uns ihrer bewusst zu sein. Denn wenn ich mich vor der Verantwortung drücke, indem ich mich in meiner Rolle als Autorin oder »Wahlarchitektin«, wie libertäre Paternalisten es nennen könnten, nicht richtungsweisender äußere, überschreite ich sie möglicherweise in dem Versuch, die Geschichte zu nutzen, um uns nicht nur etwas über die Vergangenheit zu sagen, sondern auch über den Weg, den wir möglicherweise in Zukunft einschlagen.

Meine Hoffnung ist, dass ich durch das Aufdecken einer obskuren Geschichte etwas zu einem Diskurs beitragen kann, den Kognitionswissenschaftlerinnen, Ökonomen, feministische Vertreterinnen der politischen Theorie und andere, darunter auch Romanschriftstellerinnen, begonnen haben und der sich in breiteren Kreisen Gehör verschaffen muss. Ich bin überzeugt, dass eine Untersuchung der früheren Effektivität der Wahlfreiheit sowie auch ihrer schwerwiegenden Grenzen als Mittel der Emanzipation uns helfen kann zu überdenken, wann Wahlentscheidungen umfassenderen gesellschaftlichen Zielen dienen und wann nicht; wie Wahlmöglichkeiten ausgeweitet, aber auch für mehr Menschen gerechter gestaltet werden können; und welche anderen Zukunftsvorstellungen jenseits der Wahlfreiheit es wert sind, angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen für die liberale Demokratie kultiviert zu werden. Denn offenbar haben die heutigen Kritikerinnen des Wahlfeminismus amerikanischer Art letztlich recht: Unser herrschendes Freiheitskonzept ist vom Weg abgekommen, und es wird die Aufgabe der nächsten Generation sein, es zu korrigieren, umzugestalten oder durch etwas anderes zu ersetzen.

Inhalt

Einleitung	9
1 Shopping: die Wahl von Waren	39
Mr. Cocks Auktionen	39
Baumwolle zu verkaufen	50
Wahlagenten	55
Die Wählenden	71
Die Kundin tritt hervor	78
Das Shopping-Duett	90
Die Zukunft der Wahl	100
2 Glaubensfragen: die Wahl der Ideen	109
Wahlfreiheit nach der Reformation	112
Neue und alte Staaten	120
Kollektaneen als Spiel mit Ideen – oder die Wahl des Lesers	140
Ideologie	163
Frauen brauchen Wahlmöglichkeiten: Mill und Taylor überdenken	167
Das Problem	174
3 Partnersuche: die romantische Wahl	177
Tanzkarten	177
Heiraten: »Die Wahl«	187
Die Reize und Gefahren des Balls	197
Nach den Regeln spielen	212

Regeln für den Regelbruch: der Cotillon	217
Nach John Stuart Mill	228
4 Stimmzettel: die politische Wahl	237
Pontefract	237
Die Tiefengeschichte der geheimen Wahl	246
Englische Tradition	252
»Treffen Sie Ihre Wahl!«	257
Eine Wahl wie jede andere?	266
Der Meinungsumschwung	274
Der Ballot Act und seine Folgen	280
Die politische Wahl und die Frauen	286
5 Die Wissenschaft der Wahl	309
Berufung auf Freud	312
Marketingpsychologie oder das Messen des Wahlverhaltens	317
Multiple Choice	335
Die ultimative Wissenschaft der Wahl	361
Homo oeconomicus: das Modell des Wählenden	363
Die Kritiker	377
Wo stehen wir: die neue Moral	385
Epilog	395
Vergangenheit und Zukunft eines »Rechts zu wählen«	395
Rechte Kritik – und linke	411
Und nun ...	421
Geschichte	429
Danksagung	435
Literaturverzeichnis	437

Zur Autorin

Sophia Rosenfeld ist Professorin für Geschichte an der University of Pennsylvania. Sie schreibt u. a. für *The New York Times*, *The Washington Post* und *The Nation*.

Für Matthew, immer

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.hamburger-edition.de
verlag@hamburger-edition.de

© der deutschen Ausgabe 2026 by Hamburger Edition
© der Originalausgabe 2025 by Princeton University Press
First published by Princeton University Press
Titel der Originalausgabe: »The Age of Choice. A History of Freedom
in Modern Life«

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen, Berlin
Satz aus Alegreya Serif und Sans durch Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-98722-001-2
1. Auflage Juni 2026